



Hin und weg vom Fliegen

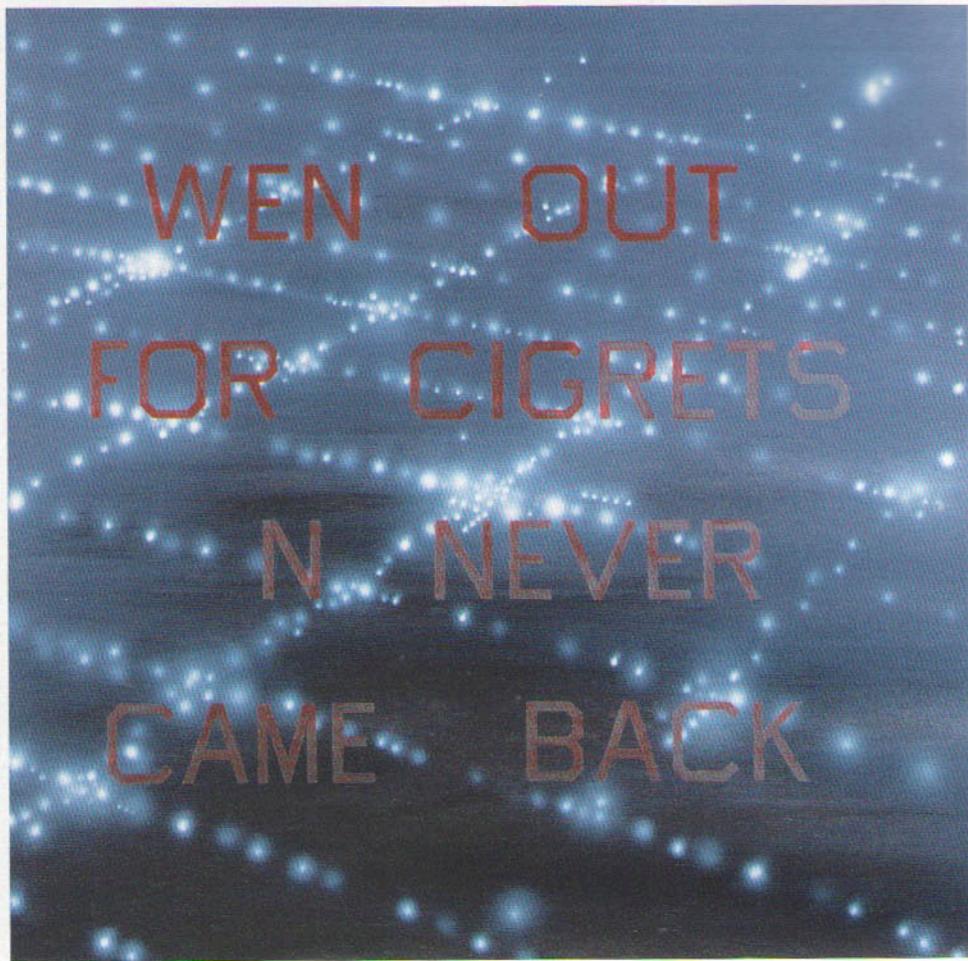
Luftfahrt und Kunst, Folge 2: Im Juli 1909 wird Louis Blériot gefeiert, der als Erster den Ärmelkanal überflogen hat. Als Zeitzeuge war der Künstler Robert Delaunay dabei – bald darauf malt er ein Fliegerheldenbild

Als Robert Delaunay in seinem Atelier in der Pariser Rue des Grands Augustins begann, ein Bild zur Feier des französischen Flugabenteurers Louis Blériot zu malen, war alle Welt begeistert von der Fliegerei. War fast durchgedreht wegen der Männer, über die Erstaunliches in den Zeitungen stand: wie sie sich in Rohrgestellen mit Motor und Flügeln die Klippen von Calais hinabstürzten und, notgewassert auf Rettung wartend, erst mal eine rauchten. Als Blériot 1909 als Erster die 40 Kilometer über den Ärmelkanal überflogen hatte, wurde er in London und Paris mit Straßenparaden gefeiert. Rekorde wurden aufgestellt und gleich übertroffen: 1911 bewältigte Jules Védrines die sagenhafte Strecke von 800 Kilometern, 1913 flog Adolphe Pégoud den ersten Looping. Man bejubelte Techniker und Ingenieure, die Naturgesetze auf die Probe stellten und mutig die Höhe eroberten. Auch Delaunay pilgerte mit seiner russischen Frau Sonia und Freunden zum kleinen Flug-

platz von Buc bei Versailles, die „Aviateure“ zu sehen. Für den Künstler waren sie die Helden des technischen Aufbruchs – der auch für die Malerei Folgen haben müsse. In seinem Gemälde wirbeln Farbkreise, sie lassen das Licht im aufgewühlt vibrierenden Luftraum rotieren. Flugzeuge sind da, ein mächtiger Propeller und Starthelfer. Ein orangeroter Eindecker stößt in die Höhe, ein Doppeldecker schwiebt im Abendleuchten. Am Horizont: der Eiffelturm, dem Delaunay und seine Freunde als Symbol des modernen Großstadtlebens huldigten. Das Bild war auch für den Maler wegweisend – die Farbkreise ließen ihn zeitlebens nicht mehr los.

Robert Delaunay: „Hommage à Blériot“

Das Gemälde entstand im Februar 1914 und wurde im Salon des Indépendants in Paris ausgestellt. Heute hängt es im Kunstmuseum Basel. Leimtempera auf Leinwand, 250×251 Zentimeter.



Die Nacht der gebrochenen Herzen

Luftfahrt und Kunst, Folge 4: Mit dem Blick aus der Flugzeugperspektive erfasst Edward Ruscha die Weite einer nächtlichen Stadt – doch bei der schönen Illusion des Friedens wird es nicht lange bleiben

Los Angeles, ganz sicher. Diese dunkle Ebene mit den unendlichen Lichtfäden, die wie Kette und Schuss eine leuchtende Decke des Menschendaseins in die Weite der Landschaft weben, hat man schon viele Male gesehen. Edward „Ed“ Ruscha ist „one of those“, einer von jenen, die mit der Metropolis in Kalifornien verwachsen sind. Seit er 19 Jahre alt ist, lebt der Mann aus Omaha dort. 1985 unternahm er auf einem Gemälde einen imaginären Nachtflug über die Stadt, näherte sich dem Lichtperlenteppich, wie man es aus den Kameraflügen des Hollywood-Kinos kennt: Der Blick streicht ziellos über die Häuser und Straßen hinweg, um irgendein verborgenes Drama ins Auge zu fassen, wie es sich millionenfach zuträgt. Nur dass Ruschas fliegendem Auge keines unterkommt, er bleibt auf Distanz. Schreibt stattdessen mit rotem Lack einen Satz auf den nächtlichen Prospekt, wie man im Film einen Titeltext aufmontiert: „Wen out for cigrets n never came back“. Ein in Tom-Waits-Manier

genuscheltes Englisch, das betrunken oder schamhaft oder in beiden Zuständen einen Bruch bekennt. „Bin Zigaretten holen und nicht zurückgekommen“ – eine Liebe ist verraten. Die Verwendung von Buchstaben ist eine Konstante im Werk des 76 Jahre alten Künstlers. Als Student des damaligen Chouinard Art Institute hat Ruscha als Schildermaler und in Werbeagenturen gearbeitet. Er hat Filme gedreht, Fotos ausgestellt und immer wieder gefällige visuelle Perspektiven mit nüchternen Textformeln überschrieben. Hat die Buchstaben einfach draufgeknallt, sperrige Fragen, Widersprüche, Floskeln. Selten ist in all dem Zeichenhaften so viel feines Mitgefühl hervorgekommen wie bei „Wen out for Cigrets“.

Ed Ruscha: „Wen out for Cigrets“

Das Gemälde entstand 1985 und befindet sich in der Sammlung Sylvio Perlstein, Antwerpen. Öl und Lackfarbe auf Leinwand, 162,6×162,6 cm.

Stunde der Wahrheit: 15. Februar 1927

Die Geburt des It-Girls



Furchtlos, unabhängig: Clara Bow, das It-Girl der 1920er Jahre



Berühmt auch dank des gewissen Je ne sais quoi: Cara Delevingne (2013)

Ein It-Girl? Nun ja, man kennt ein paar Namen. Aber was „It“ bedeutet? Da wird es schon schwieriger. Am Anfang steht die britische Autorin Elinor Glyn. Sie schrieb Kitschromane und machte Drehbücher für Hollywood daraus. Einer ihrer größten Erfolge war der Stummfilm „It“, der 1927 in die Kinos kam. Er machte die Schauspielerin Clara Bow zum ersten It-Girl.

Sie wurde es im Film wie im richtigen Leben, denn beides ging auf der Leinwand munter durcheinander: In der *Cosmopolitan* liest ein Lebemann einen Artikel über das „It“, geschrieben wiederum von Elinor Glyn. Sein neues Wissen über das gewisse Etwas probiert der Casanova sofort aus und inspiriert die Verkäuferinnen im Kaufhaus. Dort erblickt er Betty Lou, eine zierliche Brünette mit vollen Lippen und sehnuchtsglügenden Augen, die jene seltene Mischung aus Sex-Appeal und Natürlichkeit ausstrahlt.

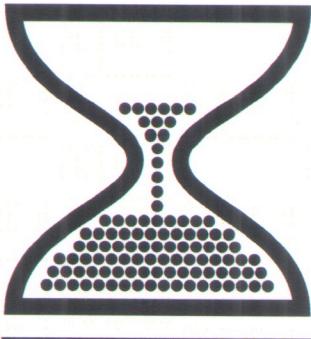
Clara Bow hatte mit 22 Jahren bereits 35 Filme gedreht und galt als „flapper girl“. Das waren junge Stadtfrauen, die unter den

Kleidern Knie und unter der Bob-Frisur den nackten Hals zeigten, sich schminkten, in Jazzbars gingen, rauchten, Alkohol tranken und noch zu haben waren. Unbekümmert ist auch Betty Lou in „It“, eine Wäscheverkäuferin, die sich mit Herz und Witz den Kaufhauserben angelt. Aus dem Geheimnis ihrer Attraktivität macht der Film eine Parade hinreißender Flirtsituationen, Augenaufschläge und Verwechslungsszenen.

Beim Dinner auf der Leinwand erscheint die Drehbuchautorin sogar höchstpersönlich, um dem begehrten Junggesellen metaphysisch, aber deutlich zu erklären, was „It“ ist. Es kommt zu einer doppelten Rückstrahlung: Auf der Leinwand schreiten

die Frauen über die Paradetreppe des Ritz-Hotels, bewundert von den echten Verkäuferinnen, die im Dunkel des Filmtheaters sitzen und wiederum Vorbilder für die Filmfiguren sind. Mit ihnen, den jungen Frauen jener Jahre, beschrieb der Journalist Siegfried Kracauer in seinem „Ladenmädchen“-Essay von 1928 die Gesellschaft der kleinen Angestellten, die sich im Spiegel der Kinoleinwände ihren Tagträumen hingeben und ihre unterdrückten Wünsche erfüllen.

Bis heute gilt, dass etwas Unerklärliches im It-Girl liegt. Womöglich ist dort gar nichts, bloß Illusion, oder doch Charisma? Clara Bow hätte es wissen können. Aber sie war auch ratlos: „I ain't real sure.“ ■



Stunde der Wahrheit

Momente der Entscheidung, Augenblicke der Wirtschaftsgeschichte. Eine Serie über Pioniergeist, der Spuren in unserer Welt hinterlassen hat.

31. August 1956 | Hollywood, Los Angeles, USA

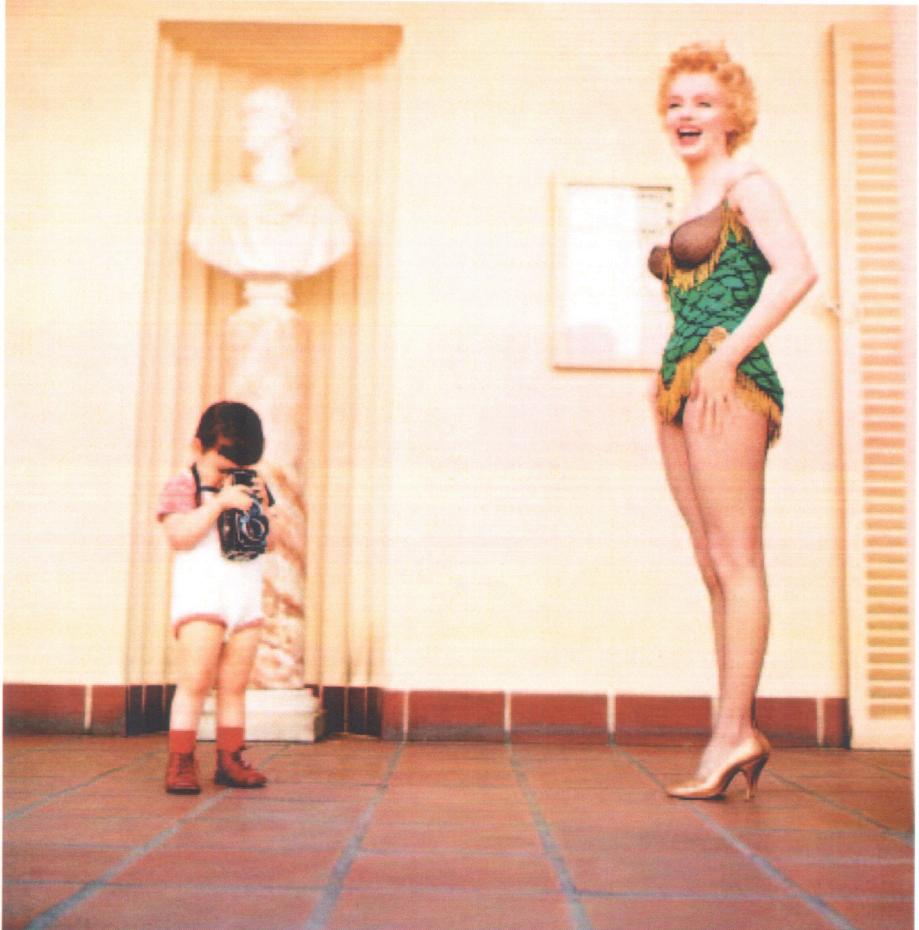
Die Wiedergeburt der Venus auf Stöckelschuhen

Welch ein Auftritt! Eine blonde Venus in flaschengrüner Corsage tritt auf die Bühne. Beim Singen knicken ihre Knie sacht ein, die Hüfte swingt, und Venus federt, während sie ein Tuch um den Körper schweifen lässt, in einem Balanceakt nach unten – Marilyn Monroe als Sängerin Cherie in der Hollywood-Komödie „Bus Stop“ von 1956.

Das Geheimnis ihrer schlängelnden Grazie waren die Absätze der Schuhe: Gerae mal halb so groß wie ein Pfennig, ließen sie raumgreifende Schritte nicht zu und machten die Tänzerin zur bewegten Statue. Die ultrakleinen Aufstellflächen der Absätze prägten Monroes Erotik und festigten ihre mythische Aura – 1956 war sie mit Stöckelschuhen auf dem Kinoplakat für „Bus Stop“ zu sehen. Einmal mehr war es eine Kreation von Salvatore Ferragamo, die das Publikum begeisterte: Anfang der fünfziger Jahre konstruierte der Schuhdesigner den Pfennigabsatz, englisch „needle heel“, mit einem Metallstift, der den dünnen Fersenstab aussteift. Seine beste Kundin war Monroe, sie machte seinen zehn Zentimeter hohen

Stöckelschuh berühmt. Um die Erfindung konkurrierten zwar die Franzosen Roger Vivier und Charles Jourdan, die zu Beginn der Fünfziger ähnliche Schuhe entworfen hatten, aber wenig Ruhm ernteten.

Ein Millionengeschäft bescherte der Pfennigabsatz in den fünfziger Jahren dem deutschen Tüftler Franz Katzer. Er entdeckte in einem Fass längs geschlitzte Stahlrörchen, die er zum Stabilisieren einsetzte. Mit Verstärkung hielt der Absatz das Gewicht von einer Tonne. Später erdachte Katzer den Absatzflecken zum Auswechseln. Der Patentantrag für die Erfindung wurde veröffentlicht, bewahrte Katzer aber nicht vor Rechtsstreit. 1962 brachte der Londoner Schuhdesigner Mehmet Kurdash eine Absatzspitze mit Rädchen auf den Markt – es sollte verhindern, dass der Schuh den Bodenbelag durchlöchert, erhöhte aber die Sturzgefahr. Die Ära des Stöckelschuhs ging zu Ende, als auch Frauen die Freuden der Rockmusik entdeckten: In Minikleid und Spangenschuh konnte man ausgelassener zu „Satisfaction“ tanzen. ■

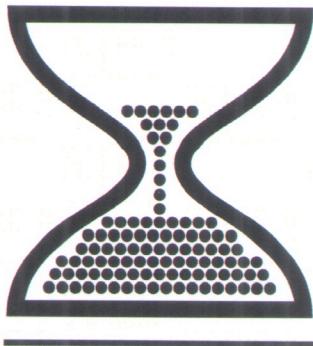


1956 posiert Marilyn Monroe für den Film „Bus Stop“ im Kostüm – und mit ihren goldenen Pumps, auf denen sie einen Stöckeltanz kreierte

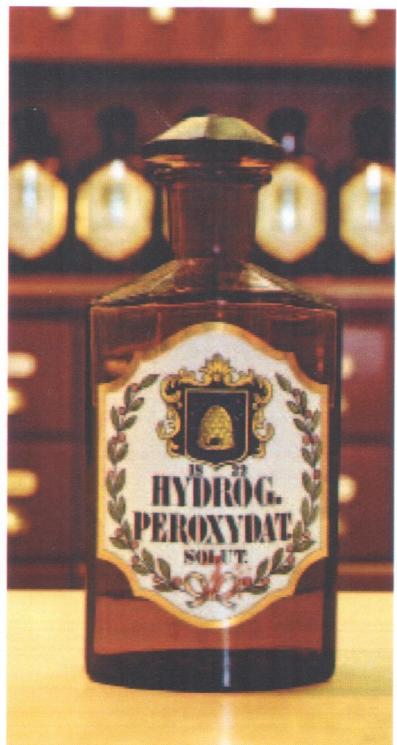


... und was daraus wurde
Kult in Rot

Seit den neunziger Jahren treibt der französische Schuhdesigner Christian Louboutin die Höhe der Pfennigabsätze auf die Spitze. Bis zu 16 Zentimeter messen sie in seiner diesjährigen Kollektion, tragbar nur mit Plateausohlen. Die Proportionen studierte er bei Revuetänzerinnen: Je höher der Absatz, desto sinnlicher der Bogen, zu dem sie Fuß und Körper formen. Für Louboutin erinnert der Stiletto an die Sinnlichkeit des Körpers einer Frau – kein Wunder, dass seine Schuhe verehrt werden.

**Stunde der Wahrheit**

Momente der Entscheidung, Augenblicke der Wirtschaftsgeschichte. Eine Serie über Pioniergeist, der Spuren in unserer Welt hinterlassen hat.



Vom Flaschenputzer zum Chemieprofessor: Louis Jacques Thénard entdeckte das Wasserstoffperoxid

27. Juli 1818 | Académie des Sciences, Paris

Die Entdeckung des Wasserstoffperoxids

Wer sich auskannte, war leicht in Fieber zu versetzen. Die gebildete Welt um 1800 verbreitete ihre Neuigkeiten schnell. Dem Artikel „Über neue Verbindungen zwischen Sauerstoff und verschiedenen Säuren“ des französischen Chemikers Louis Jacques Thénard im „Journal für Chemie und Physik“ ließ der deutsche Herausgeber, Professor Johann Salomo Christoph Schweigger, ein Bekenntnis folgen: Er habe „den Herrn Uebersetzer dieser Abhandlung (...) schon eingeladen, nach Beendigung der Untersuchungen (...) diese ganze Reihe von Versuchen unter meinen Augen zu wiederholen und (...) weiter zu verfolgen“. Den Eifer hatte die Feststellung geweckt, dass bei der Reaktion von Bariumperoxid mit Schwefelsäure mit Explosionen zu rechnen sei. Thénard, Vorsitzender des Fachbereichs Chemie an der École Polytechnique in Paris und Träger von Napoleons „Prix du Galvanisme“, vermutete außerdem, hier könnte die sagenhafte Elektrizität am Werk sein.

Dabei hatte Thénard durch Hydrolyse nichts weiter als eine blassblaue, weitgehend stabile Flüssigverbindung erzeugt,

von der er der Académie des Sciences im Juli 1818 berichtete. Eine Flüssigkeit, etwas viskoser als Wasser, schwach sauer und schnell oxidierend. Mit Substanzen wie Kupfer, Messing, Kaliumjodid reagierte sie heftig. Nach dem damals erst zehn Jahre alten Atommodell des John Dalton handelte es sich um zwei Wasserstoff- und zwei Sauerstoffmoleküle. Noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeichnete H_2O_2 für manche Chemiker das Wasser, für andere wurde es die Kennung von Wasserstoffperoxid, das Thénard entdeckt hatte.

Ein Triumph, denn 1808 war er in einem Disput unterlegen, wer das Chlor entdeckt habe und ob es eines der nicht mehr zerlegbaren Elemente sei, so etwas wie ein Grundbestandteil der Schöpfung. Mit Wasserstoffperoxid hatte er nur eine Verbindung gefunden, aber auch einen Ersatz für Chlor: ein starkes Bleichmittel, nützlich in der Stofffärberei, ein Desinfektionsmittel, gut für Hygiene, und ein Hilfsmittel für Sprengmaterial. Kein Wunder, dass Wasserstoffperoxid unter Chemikern das Experimentierfeuer weiter anheizte. ■

... und was daraus wurde Sirenen in Blond

Marilyn Monroe war nicht die erste, Jayne Mansfield (Foto) nicht die letzte der weißen Blondinen, die Hollywood hervorgebracht hat. Die Diven bleichten ihre Haare mit Wasserstoffperoxid – um die „Saubereit aller sauberen amerikanischen Vorgärten“ darzustellen, wie der Autor Norman Mailer bemerkte. Und den Sex-Appeal. Gustave Flaubert hatte bereits 1872 in seinem „Wörterbuch der Gemeinplätze“ bei „Blondine“ notiert: „heißblütiger als Brünette“, unter „Brünette“ stand: „heißblütiger als Blondinen“. Da klang schon ein leicht schmähender Unterton an.

